

Vierundvierzigster Jahresbericht

des

historischen Vereins

für

Mittelfranken.



Ansbach.

Druck von C. Brügel und Sohn.

1892.

IV.

Osiander und Marius.

Von Dr. Julius Meyer, k. Oberlandesgerichtsrath in Ansbach.

Die an der Altmühl gelegene ehemals markgräfllich Ansbach'sche Stadt Gunzenhausen kann sich rühmen, die Geburtsstätte zweier Männer zu sein, deren Wirken mit weltbewegenden wissenschaftlichen Ereignissen in theils mittelbarer theils unmittelbarer Verbindung steht.

Dortselbst sind geboren Andreas Osiander und Simon Marius.

Daß Osiander (geb. 1498 als der Sohn eines Schmiedes) ein großes Kirchenlicht, einer der eifrigsten Anhänger und Förderer, ja Mitbegründer der Reformation gewesen, ist wohl allgemein bekannt. Er wirkte i. J. 1522 in Nürnberg als evangelischer Prediger an der Lorenzikirche und entwickelte hiebei eine glänzende Kanzelberedbarkeit.

Auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Hochmeister in Preußen, der bei dem zu Nürnberg i. J. 1522 abgehaltenen Reichstag sich einfand, machten Osianders Predigten solchen Eindruck, daß er dadurch zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gelangte und dann — so durch Osiander vorbereitet — von Luther selbst in Wittenberg für die Reformation gewonnen wurde.

Osiander nahm an verschiedenen Colloquien Theil, so 1529 zu Marburg, wo vom 1. bis 3. Oct. zwischen Zwingli und den Schweizern einerseits, und Luther und den Wittenbergern andererseits das bekannte Religionsgespräch über die Auffassung der Abendmahlslehre stattfand.

Auch auf dem i. J. 1530 zu Augsburg abgehaltenen Reichstag spielte Osiander eine Rolle.

Als der bekannte Erzbischof Thomas Cranmer von Canterbury i. J. 1531 auf dem Rückweg aus Italien nach Nürnberg kam, hatte er mancherlei theologische Gespräche mit Osiander, in Folge deren er mit den Ansichten der Reformatoren immer vertrauter ward.

Hier in Nürnberg faßte Cranmer, einer der ersten Beförderer der Reformation in England, den Plan, von der herrschenden Kirche sich zu trennen. Hier verlobte er sich auch mit einer Nichte Osianders, die er dann 1534 heirathete und mit der er bis an seinen Tod, wie es heißt, „in vergnüglicher Ehe gelebet“.

Viel Streit hatte Osiander wegen seiner von der Luthers abweichenden Rechtfertigungslehre, welche Differenzen endlich Melanchthon persönlich in Nürnberg beilegte.

Nachdem der bayr. Herzog Otto Heinrich von der Oberpfalz i. J. 1545 dem schmalcaldischen Bunde beigetreten, war es Osiander, durch den der bayr. Herzog den neuen Ritus in seinen Kirchen einführen ließ.

Das Augsburger Interim v. J. 1548, mit dem sich Osiander nicht befreunden konnte, veranlaßte ihn, eine Berufung des erwähnten Herzogs Albrecht von Preußen nach Königsberg als Prediger und Professor der Theologie an der von Albrecht 1544 gegründeten Universität Königsberg anzunehmen. Dort wurde ihm einige Jahre darauf sogar die Dignität eines Vicepräsidenten des Samländischen Bisthums ertheilt, welche Würde er indeß nicht lange bekleidete, da er bald darauf (1552) starb.

Osiander entfaltete übrigens nicht bloß auf theologischem Gebiete eine hervorragende Thätigkeit, — wobei er jedoch von einer gewissen Streitsucht nicht freizusprechen ist, — er wandte sich auch wie viele andere damals der Mathematik und Astronomie zu.

Diese Disciplinen wurden zu jener Zeit in Nürnberg so stark cultivirt, daß man es darin nach dem Zeugniß der gewichtigsten Autoritäten, wie z. B. Melanchthons, in dieser Stadt sogar vielen Universitäten zuwohnt. Dort hatte der berühmte Regiomontanus seit 1471 seine Stätte aufgeschlagen, großartig unterstützt von seinem Freunde Walthar; dort lehrten und schrieben hervorragende Mathematiker wie Werner, Hartmann, die beiden Schoner und andere.

Auch Künstler wie z. B. Albrecht Dürer beschäftigten sich eifrig mit Mathematik. In Folge dessen richteten sich dort Buchdruckereien ein, in denen mathematisch-astronomische Werke mit Karten gedruckt werden konnten. Wie ausgedehnt damals die Buchdruckerkunst in Nürnberg betrieben wurde, möge daraus entnommen werden, daß der gelehrte Anton Koberger beständig 24 Pressen im Gange hatte, über 100 Leute beschäftigte und in den namhaftesten Städten Europas für seine Bücher offene Läden hielt. Man kennt über 200 Werke seines Verlages, darunter allein 13 Bibeln. Er erwartete sich durch die Ausdehnung seines Geschäftes den Namen eines Buchdruckerkönigs.

Die im Herzen von Deutschland gelegene freie Reichsstadt Nürnberg erschien zu damaliger Zeit als der ideale Mittelpunkt des Reiches, worin alles, was von Bedeutung war, zusammenströmte, und wo man nach allen Seiten Beziehungen hatte.

So stand auch der berühmte Astronom Copernikus in freundschaftlichem Verkehr mit den Nürnberger Mathematikern, besonders mit Johann Schoner, aber auch mit Osiander. Diesen Verkehr vermittelte namentlich Joachim Rhäticus, der früher Professor der Mathematik in Wittenberg war, aber als er von den weltbewegenden Ideen des Copernikus hörte, zu diesem nach Thorn eilte und dessen Schüler wurde. Ihm überließ der Meister das Manuscript seines epochemachenden Werkes und mit seiner Erlaubniß ließ Rhäticus einen ausführlichen Bericht daraus drucken, der an den Nürnberger Mathematiker Joh. Schoner gerichtet war. Durch diese Erzählung erfuhr die Welt zuerst allgemein von der umwälzenden Theorie des Copernikus. Derselbe Rhäticus kam dann i. J. 1542, mit einem Empfehlungsbrief seines einstigen Wittenberger Genossen Melanchthon ver-

sehen, nach Nürnberg, um mit den dortigen Mathematikern mündlich Verkehr zu pflegen. Da er selbst Verschiedenes drucken ließ, lernte er die damals berühmte Buchdruckerei des überaus gelehrten und geschickten Joh. Petrejus kennen, dem verschiedene Autoren ihre Werke dedicirten, und aus dessen Offizin die erste geographische Karte in Deutschland, dann i. J. 1530 das ganze corpus juris civilis „gar sauber und correct“ hervorgegangen war.

Nachdem Rhäticus wieder nach Wittenberg zurückgekehrt war, empfing er durch den Bischof Tiedemann Giese von Culm das Manuscript des Copernikus mit dem Auftrage, dasselbe in einer ihm geeignet erscheinenden Anstalt drucken zu lassen. Es war dieß das Manuscript des Werkes, durch welches die Umgestaltung unserer Weltanschauung bewirkt werden sollte, indem darin mit mathematischer Schärfe die Stellung der Erde im Weltsystem entwickelt und bewiesen wurde, daß die Sonne der Mittelpunkt sei, um den sich die Erde gleich den übrigen Planeten drehe. In der Widmung an Papst Paul III. bemerkte Copernikus u. a.: Weil die Meinung, daß die Erde sich bewege, Vielen ungereimt vorkommen werde, habe er lange angestanden, ob er seine Arbeit darüber bekannt machen oder sie nur nach Art der Pythagoräer seinen Vertrauten mittheilen wolle. Freunde aber hätten ihn zur Bekanntmachung angetrieben, zuerst Cardinal Schonberg (der sich das Manuscript i. J. 1536 sogar abschreiben ließ), dann Tiedemann Giese, der Bischof von Culm. Uneinigkeit und Unzulänglichkeit der alten Hypothesen habe ihn zu dieser Untersuchung veranlaßt. Zuerst habe er bei Cicero gefunden, Nicetas halte dafür, die Erde werde bewegt; dann auch beim Plutarch, daß andere eben so was geglaubt. . . Auch könne seine Arbeit der Kirche, welcher der Papst vorstehe, nützlich sein zur Verbesserung des Kalenders. . .

Hier bemerke ich, daß man zu Rom in der kopernikanischen Weltanschauung erst etwas Gefährliches wahrgenommen hat, als Galilei i. J. 1613 seine Gesinnungen für dieselbe in einem Briefe an den Stadtpfleger Markus Welser in Augsburg über die Sonnenflecken an den Tag legte. Nun erst ergriffen seine Gegner die Gelegenheit, ihn und das System anzugreifen.

Copernikus wurde von den wenigsten seiner Zeitgenossen verstanden, bei den meisten war er ein Gegenstand der Lächerlichkeit und des Spottes, wie Galilei selbst in einem Briefe an Kepler vom 4. August 1597 bezeugt.

Rhäticus sandte das ihm von Bischof Giese übersandte Manuscript des Copernikus nach Nürnberg, indem er glaubte, dasselbe werde dort am besten im Druck hergestellt. Er sandte es seinem Freund Osiander und überließ diesem die Beforgung des Drucklegens. Unter dessen Leitung wurde das Werk dann auch in der Offizin des Petrejus hergestellt. Osiander erlaubte sich hiebei, — ohne seinen Namen zu nennen — dem Werke eine Vorrede beizufügen, welche, um möglichen Anstoß zu beseitigen, die Resultate des Copernikus nur als bewunderungswürdige Hypothesen bezeichnet, welche für die Berechnung der Gestirnbahnen die ausreichende Grundlage gäben. Auch glaubte Osiander „der besseren Sicherheit halber“ eine weitere Eigenmächtigkeit sich gestatten zu dürfen, indem er zu dem von Copernikus gewählten einfachen Titel: „de Revolutionibus“ noch die zwei Wörter beifügen ließ: „orbium coelestium“. Ob diese Eigenmächtigkeiten Osianders von

Copernicus gebilligt worden? — Ein Zeugniß hiefür beizubringen, ist unmöglich. Denn in derselben Stunde, als man dem Copernicus am 24. Mai 1543 das erste fertige Exemplar seines Werkes auf das Krankenbett hinlegte, hauchte der große Mann seinen Geist aus. Seine Lehre aber, weil sie auf unumstößlicher Wahrheit beruhte, breitete sich immer mehr aus — und an dieser Ausbreitung hat der aus Gunzenhausen stammende Oslander dadurch, daß er die Drucklegung des epochemachenden Werkes besorgte und mit einer Einleitung versah, unleugbares mittelbares Verdienst. —

Sechshundsechzig Jahre später — i. J. 1609 — gelang es einem anderen Gunzenhausener Stadtkinde, des Namens Simon Marius, die überaus wichtige Entdeckung zu machen, daß Jupiter, der größte Planet unseres Sonnensystems, bei seinem Laufe um die Sonne von 4 Trabanten, Nebenplaneten, begleitet werde.

Wie Alexander Humboldt in seinem Kosmos betont, hat die Kenntniß vom Satelliten-system des Jupiter den wesentlichsten Einfluß auf die Befestigung und Verbreitung des copernikanischen Systems gehabt. Durch die Entdeckung wurde bewiesen und die für die Gegner des Copernikanischen Weltsystems so unbequeme Thatsache festgestellt, daß sich auch ein Centrum von Bewegungen doch selbst bewegen könne. Die kleine Jupiterwelt bot dem geistigen Blick ein vollkommenes Bild des großen Planeten- und Sonnensystems dar. Für die Geschichte der Astronomie, ja für die Schicksale ihrer Begründung bezeichnet die Entdeckung der Jupitertrabanten eine ewig denkwürdige Epoche. Die Verfinsterungen der Trabanten, ihr Eintritt in den Schatten des Jupiter haben auf die Kenntniß von der Geschwindigkeit des Lichtes geleitet. Auch für die geographischen Längenbestimmungen wie für die Schifffahrt war die Entdeckung der Jupitertrabanten von großer Wichtigkeit.

Wenn ich oben so schlechthin die Behauptung aufgestellt habe, Simon Marius sei der Entdecker der Jupitertrabanten gewesen, so ist das freilich erst zu beweisen. Denn es hat sich über diese Entdeckung ein ziemlich lebhafter Prioritätsstreit entsponnen, indem insbesondere in neuerer Zeit dem Galilei das Verdienst der Entdeckung zugesprochen werden will. Damit sich nun nicht, wie in so vielen anderen historischen Dingen, eine förmliche Legende bilde und damit einem Deutschen, überdies einem fränkischen Landsmann, das ihm von Rechtswegen gebührende Verdienst nicht entrisen werde, unternehme ich es, vor den Augen der Leser den Beweis zu führen, daß in der That Marius der Entdecker der Jupitertrabanten gewesen, welchen Beweis ich am besten dadurch zu erbringen gedenke, daß ich ihn mit der Darstellung der Lebensgeschichte des Simon Marius nach allen zugänglichen Quellen verbinde.

Simon Marius ist zu Gunzenhausen i. J. 1570 oder 1572 geboren — die Geburtsregister sind während des 30jährigen Krieges verbrannt — als der Sohn des Rathsherrn und nachmaligen Bürgermeisters Reinhard Maier. Während er die Schule seiner Vaterstadt besuchte, hörte ihn Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1543—1603), der in Gunzenhausen ein Jagdschloßchen hatte, zufällig einmal singen. Da der Knabe eine liebliche Stimme hatte, fand der Markgraf so viel Gefallen an ihm, daß er ihn i. J. 1586 in die kurze Zeit vorher aus den Ein-

künften des in Folge der Reformation aufgelösten Cistercienser-Klosters Heilsbronn gestiftete Fürstenschule von Heilsbronn schickte, wo derselbe unter den Rectoren Hertel und Codomanus den philologischen Studien mit Fleiß oblag. Hier war er ein Mitschüler des durch seine späteren Ausgaben des Plautus und Virgil, wie durch seine epigrammatischen Gedichte bekannten, i. J. 1613 als Professor der Beredsamkeit in Wittenberg verstorbenen Friedr. Taubmann.

Der Markgraf liebte die Musik und wollte die angenehme Singstimme des Heilsbronner Fürstenschülers nicht entbehren, sondern sich nutzbar machen. Deshalb wurde Marius nach kurzer Zeit in die fürstliche Hofkapelle nach Ansbach berufen. Doch schon i. J. 1589 schickte ihn der Markgraf wieder nach Heilsbronn, wo er sich nun mit allem Fleiße vorzugsweise mit Mathematik und Astronomie beschäftigte, wobei es sich zeigte, daß ihm ein ausgeprägtes mathematisches und astronomisches Talent inne wohne.

Da indeß die Lehrziele der Heilsbronner Fürstenschule in Bezug auf Mathematik ziemlich enge begrenzt waren, sah sich Marius zumeist darauf angewiesen, sich selbst fortzubilden, wobei die Nähe der in Nürnberg wirkenden Mathematiker sicherlich nicht ohne Einfluß war. Wurde doch gerade um diese Zeit (1590) von Johann Prätorius, dem Professor der Nürnberger Universität Altdorf, der für die prakt. Geometrie so wichtige Meßtisch erfunden.

Im Jahr 1596 beschrieb Marius den damals hell leuchtenden Kometen jenes Jahres, welche Beschreibung dem Markgrafen Georg Friedrich vorgelegt wurde. Damals schon, also viele Jahre früher als Scheiner, hat er die aufgehende Sonne ecliptisch observirt. Auch hat er in demselben Jahre seine Hypothesen über das System der Welt, die meistens mit denen von Tycho de Brahe übereinstimmten, dem Ansbacher Consistorium übergeben. Dergleichen hat er neue astronomische Tafeln ausgearbeitet. Um seine Studien fortsetzen und seine Arbeiten im Druck herausgeben zu können, wandte er sich i. J. 1597 an den Markgrafen um Unterstützung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Darauf rescribirte der Markgraf, es solle dem jungen Marius — denn nun hatte Maier nach der Sitte der damaligen Zeit seinen Namen entsprechend latinisirt — jährlich 80 fl. Stipendium zu seiner weiteren Ausbildung in der damals unter der Regierung des Markgrafen, als Statthalters im Herzogthum Preußen, gestandenen Universitätsstadt Königsberg verabreicht und solle auch der Druck seines opus in der Regierungsdruckerei zu Königsberg veranstaltet werden, damit er sein Werk dort „mit mehrerer Gelegenheit selbst corrigiren kann.“

Es erschienen denn auch in der That i. J. 1599 die *Novae tabulae directionum* des Marius im Druck.

Durch diese seine Arbeiten wurde Marius bald unter den Koryphäen der gerade damals im Aufblühen begriffenen astronomischen Wissenschaft bekannt. Insbesondere wurde der ausgezeichnete und namentlich praktische Astronom Tycho de Brahe, der von seiner dänischen Sternwarte Uraniburg auf Einladung Kaiser Rudolf II. eben nach Prag übergesiedelt war, auf Marius aufmerksam. Tycho veranlaßte den so viel versprechenden Ansbach'schen jungen Astronomen zu ihm nach Prag zu kommen. Der Markgraf Georg Friedrich gab ihm hiezu nicht bloß die Erlaubniß, sondern er

gab ihm sogar ein Empfehlungsschreiben (d. dto. Dnolzbach 12. Mai 1601) „an den besten, unsern besondern lieben Tycho Brahe, Röm. Kaiserlichen Rath zu Prag“ mit. Hier kam Marius auch mit Kepler in Verbindung. Sein Gönner Brahe starb indeß schon im October 1601.

Im folgenden Jahre — 1602 — begab sich Marius auf 3 Jahre mit landesherrlichem Stipendium von jährlich 100 fl. theils nach Venedig, theils nach Padua, hauptsächlich um Medicin zu studiren. In Padua lehrte damals Galilei, weshalb Zuhörer aus allen Ländern der Welt dahin zusammenströmten. Von Einfluß auf die Wahl der Universität Padua mag auch der Umstand gewesen sein, daß sein Landsmann, der markgräflich onolzbach'sche Geheimrath und Kriegsoberste Freiherr Hans Philipp von Fuchs-Bimbach auf Möhren, von dem noch öfter die Rede sein wird, i. J. 1587 auf derselben Universität seine wissenschaftliche Ausbildung genommen hatte. Während Marius auf den oberitalienischen Universitäten studirte, passirte ihm manches Mißgeschick. Einmal that er einen seiner Gesundheit sehr schädlichen Fall. Dann blieb ihm, als in seiner Heimath ein Wechsel in der Person des Regenten eintrat, 8 Monate lang das von da angewiesene Stipendium aus, weshalb Marius genöthigt war, eine Zeit lang durch Ausübung der Astrologie und der Medicin sich selbst zu ernähren. Uebrigens scheint es Marius in Padua verstanden zu haben, sich unter den Studenten Ansehen zu verschaffen.

Denn wir finden ihn i. J. 1604 zusammen mit dem später so berühmt gewordenen Caspar Hofmann aus Gotha im Vorstand der deutschen Studenten. Er scheint auch einzelnen Studenten Privatunterricht gegeben zu haben, wie z. B. einem Mailänder Namens Capra. Im Jahr 1605 verließ Marius Padua und kehrte nach Dnolzbach zurück. Vor seinem Weggang trug er sich in das Stammbuch Heinrich Hartmanns aus Wolkshagen bei Kassel mit folgenden Worten ein: „Padua, 1605, Simon Marius Francus.“

Von seiner landesherrlichen Regierung hatte er 150 Gulden erhalten, „damit er sich auslösen und herausreisen könne.“ Schon im nächsten Jahre — 1606 —, nachdem er die Tochter eines Buchhändlers Namens Laur in Nürnberg geheirathet hatte, finden wir ihn am Hofe des brandenburg-onolzbach'schen Markgrafen Joachim Ernst, der ihn ebenso hoch schätzte, wie dessen i. J. 1603 verstorbenen Vorfahre Georg Friedrich.

Die Astrologie war in jener abergläubischen Zeit, die mit dem Ablaufe des 16. Jahrhunderts das Ende der Welt erwartete, die wichtigste Wissenschaft. Es gehörte bei den Höfen der damaligen Zeit gewissermaßen zum guten Ton, einen Hof-Astrologen zu haben. Unter dem Markgrafen Joachim Ernst bekleidete sogar ein Ansbacher Stiftsprediger, Namens Casius, die Stelle eines markgräflichen Hofastrologen. Dieser Markgraf war zwar ein großer Kriegsmann — er hatte der Belagerung von Ostende beigewohnt und dort die intime Bekanntschaft mit Moritz von Dranien gemacht — aber zugleich war er doch ein großer Freund der Gelehrten. Der berühmteste Gelehrte an diesem Hofe war unser Simon Marius. Für seine astronomischen Beobachtungen wurde ihm vom Markgrafen einer der Schloßthürme eingerichtet, den man von daher den Marius-Thurm nannte. An Gehalt erhielt er jährlich aus dem Heilsbronner Fond, der mit Bayreuth gemeinschaftlich war, 150 Thaler. Auf dem erwähnten Thurm setzte er seine astronomischen Arbeiten

eifrig fort und gab mit dem Druckort Dnolzbach i. J. 1606 für das Jahr 1607 einen astronomischen Kalender heraus. Er hat denselben, wie folgt, überschrieben: „Prognosticon Astrologicum, das ist ausführliche Beschreibung des Wetters, sammt anderen natürlichen Zufällen auf das Jahr nach unserm Herrn und Seligmachers Geburt 1607 zu glücklichem neuen Jahr Herrn Christian und Herrn Joachim Ernst, Gebrüdern, Markgrafen zu Brandenburg, dedicirt durch Simonem Marium Gunzenhusensem Francum, fürstlich bestellten Mathematicum und Medicinae Studiosum.“ Die Widmung ist datirt „Ansbach, den 17. Juli 1606“.

In dem Prognostikon bemerkt Marius u. a., daß der Jupiter in dem ganzen Monat September vom Untergang der Sonne bis gegen den Aufgang mit solchem Lichte erscheinen werde, daß man an den gegen Morgen gerichteten Häusern von seinem Glanze einen Schatten beobachten könne. Viele würden meinen, es sei ein neuer Stern am Himmel aufgegangen, wofür Mars i. J. 1606 gehalten worden sei, da er im Monat Mai der Sonne gerade gegenüber gestanden. Sein Schüler Balthasar Capra habe ihm aus Italien angezeigt, daß auf ähnliche Weise dort Viele getäuscht worden seien.

Dieser Briefwechsel des Marius mit Capra hat sich jedenfalls auf ein von Capra i. J. 1607 zu Padua erschienenes Buch über den Proportionalzirkel bezogen, welches Capra dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg durch Marius überreichen ließ. Als Galilei von dem Erscheinen dieses Buches Kenntniß erhielt, protestirte er dagegen mit der Versicherung, er habe den Proportionalzirkel schon vor 10 Jahren erfunden. Capra müsse seine, des Galilei, Collegienhefte geplündert haben. Galilei schrieb eine Verteidigungsschrift gegen Capra und erwirkte auch einen richterlichen Ausspruch, worauf das Buch des Capra confiscirt wurde.

Diezu ist zu bemerken, daß Galilei unter seine zahlreichen Zuhörer für deren Gebrauch verschiedene Schriften auszutheilen pflegte, wofür er zum öftern schlechten Dank erntete, indem manche seiner Schüler die in den ausgetheilten Schriften enthaltenen Entdeckungen für die ihrigen ausgaben.

Erwähnt mag hier auch werden, daß Galilei in seinem 11 Jahr später, also 1618, erschienenen Saggiatore behauptet, Simon Marius habe zu Padua den Gebrauch seines Proportionalzirkels ins Lateinische übersezt, ihn sich zugeeignet, die Schrift durch einen seiner Schüler, nämlich den Capra, unter dessen Namen drucken lassen und habe sich plötzlich, vielleicht um der Strafe zu entziehen, nach seinem Vaterlande begeben und seinen Schüler (Capra) stecken lassen.

Kästner in seiner Geschichte der Mathematik hebt mit Recht hervor, daß Galilei gegenüber dem Marius ungerecht gewesen sei. Mag auch Capra im Unrecht verfahren haben, unsern Marius kann auf keinen Fall eine Mitschuld treffen. Dieser hat nicht etwa um die Zeit des Erscheinens der Schrift Capras (1607) Padua plötzlich verlassen, sondern er saß, wie oben erwähnt, schon seit 2 Jahren — seit 1605 in Dnolzbach als wohlbestallter markgräf. Hofmathematikus. Seine Abreise erfolgte, nachdem er von seinem Landesherrn, dem Markgrafen Joachim Ernst 150 fl. geschickt erhalten hatte, damit er „sich auslösen und herausreisen könne“, also keineswegs plötzlich. Uebrigens wird Capra von dem Astronomen B. Ricciolus in dessen 1651 erschienenen Alma-

gestum novum unter denjenigen Schriftstellern aufgeführt, welche sich näher mit Mathematik und Astronomie beschäftigten.

Aus dem Jahre 1608 ist uns ein Stammbuchblatt erhalten, auf welchem Marius sich eintrug wie folgt: „Caelum est instrumentum Altissimi, quo haec inferiora agit, impellit, regitque. Omnia ab uno per unum ad unum. Haec in sui memoriam volens et lubens scribebat Simon Marius Mathematicus Onoldi, die 26. Mai Anno 1608.“

Damals war das für die astronomischen Beobachtungen so überaus wichtige Fernrohr noch nicht erfunden. Es hat einer ziemlich langen Vorbereitungszeit bedurft, ehe die optischen Kenntnisse einen solchen Grad der Reife erreicht hatten, daß die Erfindung des Fernrohrs geschehen mußte. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts wendete sich das Hauptinteresse der Optiker der an Augenkrankheiten leidenden Menschheit zu; sie von diesem Uebel zu befreien, war das Streben der Optik. Da geschah es, daß im Herbst 1608 von einem Deutschen, der in Holland wohnte, das Fernrohr erfunden wurde.

Erst die historische Kritik der jüngsten Zeit sicherte dem in Deutschland geborenen Hans Lippershey die Ehre jener folgenschweren Erfindung, welche sich zu der modernen Weltanschauung verhält, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst zu dem modernen Leben. Die Protokolle der allgemeinen Stände in Holland vom 2. October 1608 enthalten einen Eintrag, der beweist, daß der Brillenmacher Hans Lippershey aus Wesel in Middelburg, der Hauptstadt der Provinz Seeland, wohnhaft, ein gewisses Instrument, um weit zu sehen, erfunden, und im September 1608 im Haag vorgezeigt habe. Der Erfinder wünschte ein Patent auf die Dauer von 30 Jahren. Es wurde eine Commission ernannt, die sich mit dem Erfinder in Verbindung setzen und versuchen sollte, ob er sein neues Instrument nicht für zwei Augen einrichten könne, in Folge welcher Bedingung Lippershey unfreiwillig auch zum Erfinder der Binokular-Fernröhre wurde, die noch heute in unseren Operngläsern fortleben.

Fast um dieselbe Zeit, aber doch um $\frac{1}{2}$ Monat später, hat ein Holländer, Jacob Andriaenszoon, genannt Metius, eine Eingabe an die Generalstaaten gelangen lassen, worin er sagt, seit zwei Jahren habe er alle seine Zeit dem Glasmachen gewidmet und er habe dabei ein Werkzeug verfertigt, welches die damit betrachteten Gegenstände näher und größer zeige; dieses Instrument leiste eben so viel, wie dasjenige, welches Lippershey kurze Zeit vorher den Generalstaaten angeboten habe, er habe seine Erfindung schon mehreren Personen, wie dem Prinzen von Nassau besichtigen lassen. Weil nun Metius selber sagte, daß er nur dasselbe leisten könne, wie der Middelburger Brillenmacher Lippershey, so wurde Metius mit dem Antrage, ihm ein Privilegium zum Schutze seiner Erfindung zu geben, abgewiesen. Aber auch dem wirklichen Erfinder Lippershey wurde eröffnet, daß man ihm kein Patent ertheilen könne, weil manche andere Personen ebenfalls Kenntniß von der neuen Erfindung beäßen.

Lippershey hat die Wichtigkeit seiner Erfindung zuerst gar nicht so recht eingesehen und sich nur über den Erfolg derselben gefreut. In seiner Freude befestigte er das Instrument so, daß man nach einem Hahn sehen konnte, der sich auf einer Kirchturmspitze befand. Lippershey zeigte den

Vorübergehenden, wie vergrößert und näher gerückt dieser Hahn durch das Instrument erschien. Die Nachricht von dem merkwürdigen Instrumente hatte sich bald weit verbreitet und Jedermann eilte herzu, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sehr bald hatte man auch die Wichtigkeit der Erfindung erkannt und der Marquis von Spinola, welcher der Friedensunterhandlungen wegen im Haag gewesen war, kaufte sich sogleich ein Fernrohr und schenkte es dem Erzherzoge Albert. Ein zweites Fernrohr verkaufte Lippershey an einen Fremden, der ihm eine große Summe Geldes dafür gab unter der Bedingung, daß er in Zukunft kein ähnliches Fernrohr anfertigen und verkaufen sollte.

Die Kunde von dem neu erfundenen wunderbaren Instrumente hatte sich bald mit großer Schnelligkeit über ganz Europa verbreitet und noch in demselben Jahre gelangte sie nach Frankreich. Die Gesandten des Königs Heinrich IV. bei den Generalstaaten, Jeanin und Russy, schickten am 28. December 1608 ein Schreiben an ihren Monarchen, worin sie ihm den Ueberbringer desselben, Crepi aus Sedan, empfahlen als einen Mann, der mit der Construction der in Middelburg neu erfundenen Fernröhre vertraut sei. Der König erwiderte am 8. Januar 1609: „Ich werde die Fernröhre mit Vergnügen annehmen, wiewohl mir jetzt ein Instrument, um die Dinge in meiner Nähe zu sehen, viel nöthiger wäre als eins zum Sehen in die Ferne“, — eine Ironie, die leider am Plage war, denn am 14. Mai 1610 wurde Heinrich IV. ermordet. Ueber Paris hat dann auch Galilei, während er in Venedig weilte, durch Jac. Badovere im April oder Mai 1609 — wie er selbst sagt — die ersten Nachrichten von der Erfindung der Fernröhre erhalten. Durch einen glücklichen Zufall gelangte unser Marius in Ansbach erheblich früher zur Kenntniß der Erfindung.

Hier scheint mir am Plage, die Stelle aus der lateinischen Vorrede des Marius zu seinem 1614 erschienenen *Mundus Jovialis* in möglichst wortgetreuer Uebersetzung einzuschalten, worin derselbe den Vorgang mit einem damals zuerst aus Holland gebrachten Sehrohr, die ihm widerfahrene Unterstützung des Kriegsobersten Fuchs von Bimbach auf Mähren, sodann die eigentliche Geschichte seiner Entdeckung erzählt und hiebei auch der Entdeckung des Galilei, der die Jupiters Trabanten zuerst in Italien beobachtete, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Stelle in der Vorrede des Marius lautet: „Auf der Frankfurter Michaeli-Messe 1608 verweilte Herr Joh. Phil. Fuchs von Bimbach auf Mähren, meiner Fürsten geheimer Rath, Freund der Mathematik und anderer Wissenschaften. Ein bekannter Kaufmann kam zu ihm und meldete, es befände sich auf der Messe ein Niederländer, welcher ein Instrument erdacht habe, durch das man die entlegensten Gegenstände sehe, als ob sie nahe wären. Der Kaufmann ward ersucht, den Niederländer mitzubringen, welcher auch kam. Herr v. Fuchs redete viel mit diesem Niederländer und zweifelte anfangs an der Nichtigkeit der Erfindung; da producierte der Niederländer endlich das Instrument, wobei sich zeigte, daß ein Glas desselben einen Riß bekommen hatte. Fuchs nahm das Instrument in die Hand, richtete es nach Gegenständen und sah, daß sie einigemal vergrößert wurden, fragte also, wie viel er für ein ähnliches Instrument verlange. Der Niederländer forderte eine große Summe und ging man unrichteter Sache auseinander. von Fuchs kam nach Ansbach, ließ mich zu sich rufen und meldete mir, es sei ein Werkzeug erdacht, wodurch die entferntesten Gegenstände erblickt werden können.“

Nach mancherlei Unterredungen mit mir schloß er, ein solches Instrument müsse aus einem erhabenen und aus einem hohlen Glase bestehen, nahm dann eine Kreide und zeichnete auf den Tisch, was für Gläser er meine. Wir nahmen ein paar dergleichen Gläser, hielten sie in gehöriger Weite hintereinander und begriffen einigermassen die Wahrheit der Sache. Da jedoch die Wölbung des vergrößernden Glases zu hoch war, so schickte er die wahre Gestalt des convergen Glases in Gips gedruckt nach Nürnberg zu den gewöhnlichen Glaschneidern, damit sie ihm dergleichen machen sollten; aber sie hatten die gehörigen Werkzeuge nicht. So vergingen mehrere Monate, während inzwischen keine Kosten gescheut wurden. Wenn wir die Kunst, Gläser zu schleifen, gekannt hätten, so hätten wir sogleich nach der Rückkehr des Herrn von Fuchs aus Frankfurt die besten Fernrohre hergestellt. Unterdessen wurden dergleichen Instrumente in Holland verbreiteter und auch uns wurde von da ein gutes übersandt, an welchem wir uns sehr ergötzen. Dies geschah im Sommer 1609. Von der Zeit fing ich an, mit diesem Instrument den Himmel und die Gestirne zu betrachten, wenn ich die Nacht über bei dem erwähnten Herrn von Fuchs verweilte. Bisweilen gab er mir die Erlaubniß, das Instrument mit nach Hause zu nehmen, namentlich gegen Ende November, wo ich meiner Gewohnheit nach von meiner Sternwarte die Gestirne betrachtete. Da habe ich zuerst den Jupiter, welcher der Sonne entgegengesetzt war, beobachtet und sah hiebei kleine Sterne, bald vor, bald hinter Jupiter in gerader Linie mit demselben. Zuerst dachte ich, diese seien aus der Zahl jener Fixsterne, die außerdem ohne dieses Instrument nicht gesehen werden können, wie sie in der Milchstraße, den Plejaden, dem Orion und an anderen Orten von mir beobachtet wurden. Da jedoch Jupiter damals im Rückwärtsgehen war und ich nichts destoweniger die Begleitung dieser Sterne den December hindurch sah, war ich Anfangs sehr erstaunt, kam jedoch darnach allmählich auf die Ansicht, daß diese Sterne sich offenbar um den Jupiter bewegen, wie die 5 Sonnenplaneten um die Sonne. Deswegen fing ich an, die Beobachtungen aufzuschreiben, deren erste am 29. December 1609 geschah, wie 3 derartige Sterne in gerader Linie vom Jupiter gegen Westen standen. Zu dieser Zeit, was ich aufrichtig gestehe, glaubte ich, es seien nur 3 derartige Sterne, welche den Jupiter begleiteten, da ich einigemal 3 in Ordnung gestellte Sterne bei dem Jupiter sah. Inzwischen kamen von Venedig zwei sehr schön geschliffene Gläser, ein convexes und ein concaves, von Joh. Bapt. Lenccius, der aus den Niederlanden nach dem Frieden zurückgekehrt war und sich nach Venedig begeben hatte und welchem das Instrument schon sehr bekannt war. Die Gläser waren in einem hölzernen Rohre und wurden mir von dem oben erwähnten hochedlen und überaus thätigen Manne (Herrn von Fuchs) übergeben, damit ich untersuche, was sie bei den Gestirnen, insbesondere beim Jupiter leisten. Also von dieser Zeit bis zum 12. Januar 1610 hatte ich noch fleißiger auf diese Jupitersterne acht und bemerkte hiebei, daß es 4 derartige Körper gäbe, welche bei ihrem Umlaufe nach dem Jupiter hinsehen. Endlich gegen Ende des Februar und Anfang des März wurde ich über die bestimmte Zahl dieser Gestirne gänzlich vergewissert. Vom 13. Januar bis 8. Februar war ich in Schwäbisch-Hall und habe das Instrument zu Hause gelassen aus Furcht, es möchte auf der Reise Schaden leiden. Nach meiner Rückkunft habe ich mich mit den gewohnten Beobachtungen befaßt und damit ich noch exacter und eifriger die Jupitersterne beobachten könne,

gestattete mir der öfter angeführte, gefeierte und vorzügliche Mann aus einzigartiger Liebe gegen diese astronomischen Studien die volle Verfügung über das Instrument. Von dieser Zeit an bis in die gegenwärtige habe ich mit diesem Instrumente und anderen nachher construirten meine Beobachtungen fortgesetzt.

Das ist die ganz wahrheitsgetreue Geschichte: Denn bezüglich eines so großen Mannes, der noch unter den Lebenden weilt, dessen Namen so der Dessenlichkeit angehört, dürfte ich nicht ungestraft lügen, da er nicht bloß wegen seines hochadeligen und uralten Stammbaumes, sondern auch vor Allem wegen seiner tapfern Feldzüge, seiner Heldenthaten und hohen Kriegserfahrung in Gallien, Ungarn, Belgien und Deutschland hoch gefeiert ist. Also was immer an an diesem Theile von mir beobachtet, ausgearbeitet und schon der Dessenlichkeit übergeben worden ist, das bringe ich ganz diesem ausgezeichneten und edelsten Manne, meinem Patron und hochzuverehrenden Gönner, als von ihm empfangen zurück. Nicht aber wird das von mir zu dem Zwecke erzählt, als wollte ich den Ruf Galileis verkleinern und die Entdeckung dieser Jupitergestirne bei seinen Italienern ihm vorwegnehmen — weit entfernt, sondern vielmehr, damit man wisse, daß diese Gestirne von keinem der Sterblichen mir auf irgend eine Weise gezeigt, sondern durch eigene Forschung fast um die ganz gleiche Zeit, aber doch etwas früher als Galilei in Italien sie zuerst sah, von mir in Deutschland entdeckt und beobachtet worden seien. Mit Recht also wird dem Galilei zugestimmt und verbleibt ihm der Ruhm der ersten Entdeckung dieser Gestirne bei den Italienern. Ob aber unter den Deutschen irgend Jemand vor mir dieselben entdeckt und erblickt habe, konnte ich bis jetzt nicht erfahren und werde es auch nicht leicht glauben. Wenn also mein gegenwärtiges Büchlein zu Galilei nach Florenz kommen sollte, so bitte ich, daß er in eben demselben Sinne dies von mir annehmen wolle, in welchem es von mir geschrieben worden ist. Denn weit entfernt, daß ich wollte, es möchte ihm durch mich etwas von seinem Ruhme und seinen Erfindungen entgehen, sage ich ihm vielmehr in hohem Grade Dank für die Veröffentlichung seines nuntius sidereus, denn durch diesen gerade bin ich am meisten bestärkt worden. Hauptsächlich aber sind mir seine Beobachtungen von Nutzen gewesen, weil sie gleichsam in demselben Zeitpunkte geschehen sind, wo ich in Schwäbisch Hall war und von Beobachtungen feierte; wenn mir auch jene nicht von allen Seiten hin als vollkommen erschienen, so haben sie mir doch in Bezug auf Aufgangs- und Untergangsverhältnisse und die äußere Beschaffenheit dieser Gestirne unter sich sehr großen Vorjubel geleistet. Die Methode des Galilei aber, die Distanzen von Jupiter anzunehmen ist mir nicht gelungen, sondern ich habe meine Methode beibehalten, welche ich schon vor Kenntnißnahme des sidereus nuntius angewandt habe und welche ich anderswo bei Veröffentlichung meiner vornehmlichsten Beobachtungen entwickeln werde.“

Soweit die Vorrede des Marius.

Man wird anerkennen müssen, daß der Erzähler Simon Marius in großer Bescheidenheit seine Entdeckung erzählt und das Verdienst anderer nicht unterdrückt, sondern ausdrücklich hervorhebt. Da sich Marius mehrfach auf einen Herrn von Fuchs-Bimbach auf Mühren bezieht und sich darauf beruft, wie er es nicht wagen dürfte, ungestraft die Unwahrheit zu sagen, da dieser Mann

Kenntniß von der ganzen Sache habe, so erscheint es angezeigt, etwas näheres über diesen Mann mitzutheilen.

Hans Philipp von Fuchs-Bimbach war eine höchst angesehene Persönlichkeit. Sein älterliches Stammgut war Möhren bei Pappenheim. Sein Vater war herzoglich-bayerischer pfalz-neuburgischer Statthalter. Nachdem der äußerst talentirte junge Mann im Jahre 1587 auf oberitalienischen Universitäten studirt hatte, begab er sich in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg-Dnolzbach. Schon 1599 finden wir ihn neben dem Grafen von Hohenlohe als einen der Führer des markgräflichen Contingents in der Straßburger Fehde. Bei der Leichenseier des Markgrafen Georg Friedrich am 13. Juni 1603 trug er die vierte Fahne. 1608 war er Landtagskommissär und nahm an der Gründung der evangelischen Union zu Kuhhausen hervorragenden Theil. Zu Neujahr 1610, also gerade zu der Zeit, wo Marius die ersten Beobachtungen bezüglich der Jupitertrabanten machte, widmete dieser seine sehr geschätzte Bearbeitung der ersten sechs Bücher der Elemente des Euklid dem Herrn von Fuchs-Bimbach. Während die dem Buche vorgedruckte Anrede des Obristen von Fuchs an die Markgrafen Christian und Joachim Ernst vom 1. Januar 1610 datirt ist, trägt die Vorrede des Marius als Datum den 6. Januar 1610. Marius hat das Buch auf Befehl und auf Kosten des Herrn von Fuchs vorzugsweise zu den praktischen Zwecken des Feldmessens und der Fortification herausgegeben. Es geht daraus hervor, daß Marius und Fuchs-Bimbach gerade zu damaliger Zeit viel miteinander verkehrt haben.

Als Markgraf Joachim Ernst sich am 5. Juni 1612 zur Kaiserwahl in Frankfurt a. M. einfindet, war der Ritter, Kriegsoberster und Geheimrath Hans Philipp von Fuchs-Bimbach in seinem Gefolge. Zu einem auf 1616 nach Nürnberg ausgeschriebenen Kreistag der fränkischen Stände hatte ihn der Kaiser abgeordnet.

Nach dem ihm Februar 1625 erfolgten Tode des Markgrafen Joachim Ernst trat von Fuchs-Bimbach während des 30jährigen Krieges in die Dienste des dänischen Königs Christian IV. und wurde dort General. Gegen den Rath dieses von den Geschichtsschreibern als besonders erfahren geschilderten Generals entschloß sich König Christian IV. am 27. August 1626 zum Kampf gegen Lützen und Wallerstein. Die Folge war, daß die dänische Armee bei Lutter am Barenberge vernichtet wurde. Fuchs-Bimbach selbst fiel nebst vielen Offizieren und 8000 Mann. Er hatte außer Möhren die Rittergüter Unterschwaningen, Kronheim und Nechenberg. Wenn sich im Jahre 1614 Marius öffentlich in einem den Markgrafen, seinen Landesherrn und Wohlthätern, gewidmeten Buche zum Beweis dafür, daß er schon im December 1609 die Jupiterstrabanten entdeckt habe, auf diesen in der ganzen Welt damals bekannten General berief, so darf dieses Argument gewiß nicht unterschätzt, sondern muß voll anerkannt werden.

Was den Johann Baptist Lenccius anlangt, von dem Marius sagt, daß dieser Anfangs Januar 1610 zwei sehr schöne Gläser aus Venedig an Fuchs-Bimbach nach Ansbach gesendet habe, so war dieser ebenfalls ein bekannter onolzbach'scher Staatsmann. Er war nach dem Friedensschluß in Haag von dem Markgrafen nach Venedig entsendet, um dort in Unionsangelegenheiten dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Hiernach ist zu berichtigen, wenn Servus in seiner Geschichte

des Fernrohrs (Berlin 1886) S. 38 anführt „Drittens ist festgestellt, daß ein Italiener Lenccius nach seiner Rückkehr aus Holland sofort Gläser in Venedig bestellte und da diese sehr gut ausfielen, zu Anfang 1610 zwei solche Linsen an Bimbach nach Ansbach schickte.“ Der hier genannte Lenccius heißt Lenccius = Lenz und war kein Italiener, sondern ein guter Ansbacher. Ihm wurde der ehemals Birkenfels'sche, dann später Knoblochsdorf'sche Sitz zu Lehrberg im Jahre 1622 vom Markgrafen zu einem Rittermannslehen gegeben, worauf Lenz 1628 ein neues Schloßchen daselbst zu bauen anfang. Später gelangte dies Gut allodificirt und zerstückelt in Privateigenthum. In einer wichtigen Mission begegnet uns der von Marius erwähnte Johann Baptist Lenccius im Jahr 1611. Als Kaiser Rudolf II. in jenem Jahre das Herzogthum Jägerndorf als heimgefallen erklärte und dem brandenburgischen Hause jedes Recht auf dieses Herzogthum bestritt, traten die kurfürstlichen und fürstlichen Räte des Hauses Brandenburg am 17. März 1611 in Jüterbogk zusammen, um hiegegen zu protestiren. Hierbei war Brandenburg-Dnolzbach vom geheimen Rath Johann Baptist Lenz vertreten.

Also auch an dem damals sehr bekannten Staatsmann Lenccius hat Marius einen nicht zu unterschätzenden Gewährsmann für seine Entdeckung.

Sehen wir nun zu, wie Galilei seine Entdeckung der Jupitertrabanten in dem von ihm mit Widmung vom 4. Idus des März 1610 versehenen nuncius sideris (Sternboten) beschreibt. Er sagt: Vor ungefähr 10 Monaten — also im April oder Mai 1609 — wie er in Venedig gewesen sei, habe er erfahren, daß in Belgien ein Instrument erfunden worden sei, durch welches man entfernte Gegenstände deutlich sehen könne. Es seien mancherlei wunderbare Gerüchte über diese Erfindung verbreitet worden, die von einigen bezweifelt, von anderen geglaubt wurden. Als ihm dann Jacob Badovere aus Paris, wo, wie wir gesehen, die Erfindung schon seit December 1608 bekannt war, brieflich die Sache bestätigte, habe er darüber nachgedenkt, auf welche Weise ein solches Instrument zu construiren sein möchte und habe bald darauf, von den Gesetzen der Dioptrik geleitet, sein Ziel erreicht. Die verwendeten Gläser seien aber zu unvollkommen gewesen und habe er daher sich in den Besitz besserer zu setzen gesucht. Nachdem er dieselben erhalten — in Venedig bestanden damals bedeutende Glas Schleifereien — sei es ihm gelungen, ein vollkommeneres Fernrohr zu erhalten, welches er dem Dogen von Venedig vorgelegt und mit einem solch verbesserten Fernrohr habe er sodann eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen gemacht.

Obwohl also Galilei selbst den Ruhm der Erfindung des Fernrohrs nicht für sich in Anspruch nahm, sondern selbst auf die Niederlande, als den eigentlichen Ort der Erfindung, hinwies, stand doch in dem ersten Jahrgang der ältesten bekannten deutschen Zeitung und zwar der Straßburger Zeitung vom Jahre 1609 in der 37. Nummer vom 4. September, von Venedig aus die Nachricht, daß Galilei es gewesen, der das Fernrohr erfunden habe, so daß wir also gleich im Geburtsjahr unserer Britungspresse — eine Ente vor uns haben. Indes besteht das hohe Verdienst Galilei's darin, daß er sofort die große Wichtigkeit und Tragweite der neuen Erfindung erkannte und auch sogleich zur Anordnung und Verbesserung derselben schritt.

Was lag wohl näher, als das für die Astronomen so außerordentlich wichtige Hilfsmittel auf

den Mond, als den steten Begleiter unserer Erde zu richten, nach dessen näherer Kenntniß man schon von Alters her getrachtet hatte. Die mit bloßen Augen bisher gesehenen dunkeln verwaschenen Punkte des Mondes enthüllten sich jetzt dem Galilei als Berge und Krater und seine ganze Oberfläche schien ein einziges Gebirge zu sein. Nächst dem Monde zog Jupiter das Interesse Galileis auf sich und mit Hilfe des Fernrohrs gelang es ihm, am 7. Januar 1610 — also etwas später als dem Marius — neben der Planetenscheibe noch drei kleine leuchtende Pünctchen zu erkennen; später sah er deren nur zwei und am 20. Januar sah er sämtliche vier Satelliten des Jupiter.

Weitere bis zum 2. März 1610 fortgesetzte Beobachtungen zeigten ihm ferner, daß diese Satelliten ihren Hauptplaneten in Bahnen von ungleicher Weite und in verschiedenen langen Perioden umkreisen. Auf 22 Seiten seines in kleinem Oktavformat erschienenen Sternenboten legte Galilei seine vom 7. Januar bis 2. März 1610 gemachten Beobachtungen über die Jupiterstrabanten nieder. Statt die Jupitersmonde, wie wir jetzt thun, durch Zahlen zu bezeichnen, schlug Galilei — dem schmeichlerischen Sinne seiner Zeit entsprechend — vor, dieselben sidera Cosmica oder Medicea zu nennen, welche letztere Benennung am Hofe in Florenz mehr Beifall fand. Die einzelnen Trabanten wurden nach den Familiennamen des mediceischen Herrscherhauses: Catharina, Maria, Cosimo der ältere und Cosimo der jüngere genannt. Welche Wichtigkeit man schon damals der Entdeckung dieser Sterne beilegte, beweist der Umstand, daß der spätere Pabst Urban VIII. Gedichte auf die Entdeckung der mediceischen Sterne gemacht hat.

Im Juni 1610 gelangte Galilei's Sternbote in die Hände des Marius nach Ansbach, wie dieser in seinem Mundus Jovialis selbst versichert. Mit der Publikation der Entdeckung der Jupiterstrabanten ist Galilei allerdings dem Marius zuvorgekommen; aber das entscheidet nicht, sondern der Zeitpunkt der Entdeckung selbst. Dieser ist von Marius unter Berufung auf einen sehr gewichtigen Gewährsmann auf den 29. December 1609 fixirt, während Galilei die Jupiterstrabanten zum erstenmale am 7. Januar 1610 erblickte.

Der berühmte Arago sagt: „Es gibt nur eine rationelle und gerechte Art, die Geschichte der Wissenschaften zu schreiben, nämlich die, sich ausschließlich auf Werke mit sicherer Zeitangabe zu stützen; außerdem ist alles Confusion und Unklarheit.“

Nachdem das Fernrohr erfunden war, jagte eine astronomische Entdeckung die andere. Man hatte ja mit dem neuen Hilfsmittel am Himmelsgewölbe nur zu suchen. Der Einfluß, welchen das Fernrohr auf die plötzliche Erschließung der Welträume ausgeübt hat, ist unermeslich gewesen. Die größten Entdeckungen der physikalischen Astronomie fallen in die Zeit unmittelbar nach Erfindung des Fernrohrs, d. i. zwischen die Jahre 1609 und 1612. Das Fernrohr mußte zur Beobachtung förmlich anreizen. War es denn ein Wunder, daß zwei Astronomen, nachdem erwiesenermaßen jeder von ihnen um die angegebenen Zeiten mit den neu erfundenen Fernrohren ausgerüstet war, unabhängig von einander ihre Blicke auf den Jupiter, den größten Planeten unseres Sonnensystems, richteten und dann die gleichen Beobachtungen machten, ja machen mußten? Hatte nicht Marius, wie wir vorhin gesehen haben, schon in seinem Prognosticon auf das Jahr 1607 auf eine besondere Erscheinung bezüglich des Jupiter hingewiesen?

Da die vier Monde des Jupiters im Fernrohr gesehen einen sehr schönen Anblick gewähren, indem sie einen besonderen Glanz ausstrahlen, wird man fragen, ob diese Monde oder doch einige derselben nicht auch ohne Fernrohr wahrzunehmen gewesen seien. Daß dazu ungemein scharfe Augen erforderlich wären, ist klar. Dennoch sind einzelne Monde mit bloßen Augen schon gesehen worden. In einer 1713 erschienenen Ausgabe der großen japanischen Encyclopädie findet sich eine Abbildung Jupiters, der von zwei kleinen Körpern begleitet ist. Darunter stehen die Worte: „es gibt daneben zwei kleine Sterne, die wie unabhängig von ihm sind,“ während in der 1609 in China erschienenen Ausgabe sich nichts davon vorfindet. Die Einwirkung eines europäischen Einflusses ist hier ausgeschlossen.

Kaum hatte Galilei im Januar 1610 die Jupitermonde entdeckt, so machte er bald darauf eine höchst wichtige, wenn auch noch nicht vollständige Entdeckung bezüglich des Saturn. Im September desselben Jahres entdeckte er die Phasen der Venus und im October darauf die Sonnenflecken und Sonnenfackeln; er theilte aber diese letztere Entdeckung nur seinen nächsten Freunden mit, so daß ihm in der Veröffentlichung Joh. Fabricius zuvorkam. Aber auch Marius auf seiner Sternwarte in Dnolzbach war nicht mißlig. Er machte fortgesetzte Beobachtungen bezüglich der Stellungen und Bewegungen der Jupitertrabanten, um ein Tafelwerk darüber herausgeben zu können.

Wir finden ihn vielfach im persönlichen und brieflichen Verkehr mit den hervorragendsten Autoritäten seiner Zeit. Er selbst erwähnt in der Vorrede zu seinem mundus Jovialis, daß er öfter mit Fabricius correspondirt habe. Es ist seiner aber auch in dem Briefwechsel der Astronomen der damaligen Zeit mit Kepler häufig und höchst anerkennend die Rede; so z. B. ist er erwähnt in dem Briefe Eridsen's an Kepler d. dto. Prag 27. Mai 1601,
 " " " des J. C. Ddontius an Kepler d. dto. Altdorf 24. Nov. 1611,
 " " " des Nic. Vicfenius an Kepler vom 6. Juli 1611,
 " " " Remus an Kepler vom 1. December 1618,
 ferner " " " Keplers an Remus vom 31. August 1619.

Ja mit Kepler selbst stand unser Marius in Correspondenz; es ist ein Brief Keplers's vorhanden an Marius d. dto. Prag 10. November 1612 und ein Brief des Marius an Kepler d. dto. Dnolzbach 16. August 1613, welche Briefe sich in der von mir eingesehenen Keplerschen Sammlung befinden.

In dem Briefe Keplers's an Marius vom 10. November 1612 heißt es am Marginale zu der Stelle, wo von der Entdeckung der Jupitertrabanten die Rede ist: „Marius et Galilei simul Jovialium detectores“ und der Schluß des Briefes lautet: „Vale mutuamque amicitiam cole!“ Marius erfreute sich zu dieser Zeit eines so großen Rufes, daß ihn die bedeutendsten Mathematiker und Astronomen auf seiner Sternwarte zu Dnolzbach aufsuchten, so Lucas Brunn aus Dresden i. J. 1612, Petrus Sagonius aus Altdorf i. J. 1614 u. a.

Im December 1612 entdeckte und beschrieb er den Nebelfleck der Andromeda, was ihm mit Grund nie bestritten werden kann. Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos macht dem Galilei wegen der in seinem Sternboten erwähnten Nebelflecke den Vorwurf nicht correcter Unterscheidung,

gibt den von Marius darüber aufgestellten Hypothesen den Vorzug und sagt, der von Marius zuerst beschriebene Nebelfleck der Andromeda sei von Galilei nicht aufmerksam beobachtet worden.

Im October 1613 kam Marius mit Kepler in Regensburg zusammen, wo dieser in seiner Eigenschaft als kaiserl. Hofmathematikus erschienen war, um wegen des Gregorianischen Kalenders zu berathen. Hier befestigten beide die schon zu Prag i. J. 1601 geschlossene Freundschaft und tauschten ihre Gedanken über die neuen Entdeckungen, namentlich auch bezüglich der Jupitertrabanten aus. Hierbei war auch die Rede davon, welche Namen man den von Marius entdeckten Trabanten des Jupiter geben solle. Da war es Kepler, welcher mit Beziehung auf die bekannten Liebesverhältnisse des Jupiter vorschlug, den ersten Io, den zweiten Europa, den dritten Ganymedes und den vierten Callisto zu nennen. Deshalb nannte auch Marius in seinem *Mundus Jovialis* Kepler aus Scherz und Freundschaft den Rathen zu diesen 4 Gestirnen. Und Kepler ließ sich diese Bevaterschaft recht wohl gefallen. Er, der noch 16 Jahre nach dem Erscheinen des *Mundus Jovialis* das Leben hatte, hätte gewiß gegen eine solche Imputation protestirt, wenn ihr nicht eine wahre Unterlage zu Grunde gelegen wäre.

Endlich — im Februar 1614 — erschien zu Nürnberg mit den Typen und auf Kosten seines Schwiegervaters Laur der *Mundus Jovialis* des Marius auf 72 Seiten in Quart, welches Werk schon im vorigen Jahrhundert sehr selten geworden ist. Das interessante an der Schloßbibliothek in Ansbach befindliche Werkchen ist mit einer Abbildung des Marius in Holzschnitt versehen. Sein Bild steht bis zur Hälfte des Leibes an einem Tische, in der rechten Hand einen Zirkel, in der linken einen Destillirkolben haltend. Auf dem Tische liegt ein zugemachter Foliant und ein Fernrohr, auf welchem „*Percipillum*“ eingravirt ist. Zur rechten Seite des Hauptes sehen wir den Planeten Jupiter mit seinen vier Begleitern, zur linken eine Erdkugel. Unter dem Bilde steht das Distichon:

Inventum Proprium Est: Mundus Jovialis, Et Orbis
Terraes Secretum Nobile, Dante Deo.

Um für die Seitens der Markgrafen von Brandenburg ihm von Jugend auf erzeigten Wohlthaten sich dankbar zu erweisen, widmete Marius sein Werk den beiden Markgrafen von Brandenburg-Dnolzbach und Bayreuth und wollte mit seiner Entdeckung für alle Zeiten den Namen seiner Wohlthäter verknüpft wissen, indem er die von ihm entdeckten 4 Trabanten das Brandenburg'sche Gestirn, „*sidera Brandenburgica*“ nannte. Bei dieser Namensgebung erinnerte Marius daran, wie etliche 60 Jahre vorher einem anderen Markgrafen von Brandenburg, dem Herzog Albrecht von Preußen, der berühmte Astronom Erasmus Reinhold in Wittenberg seine Prutenischen (preussischen) Tafeln gewidmet, in Folge dessen der Ruhm dieses Markgrafen ganz Europa durchdrungen habe und das Andenken desselben stets wach erhalten worden sei. In der That blieben die von Erasmus Reinhold dem preussischen Herzog Albrecht gewidmeten preussischen Tafeln ein halbes Jahrhundert lang die Norm der rechnenden Astronomen; erst Kepler überholte sie durch seine *Tabulae Rudolphi*, erkannte aber in deren Vorrede die Verdienste seines Vorläufers unumwunden an.

Diese Widmung des Marius und dessen Namensgebung sprechen ebenfalls dafür, daß die Erzählung des Marius von der Entdeckung der Jupiterstrabanten und namentlich der Zeit der Ent-

deckung auf Wahrheit beruht. Stand ja doch seine ganze Existenz auf dem Spiele, wenn er seine fürstlichen Wohlthäter mit einer unwahren Erzählung in Verbindung gebracht hätte und die Wahrheit hätte ja unschwer durch den markgräflichen Kriegsobersten von Fuchs-Bimbach erwiesen werden können.

Marius theilte seinen *Mundus Jovialis* in 3 Abtheilungen. Die erste enthält eine allgemeine Betrachtung der Jupiterwelt, nämlich den weiten Umfang derselben und die Größe der in ihm enthaltenen Körper, sowie die Schnelligkeit der Bewegungen um den Jupiter. Sodann werden in der zweiten Abtheilung die besonderen Unterschiede der Bewegungen auseinandergesetzt. In der dritten werden alle jene Erscheinungen mit angemessener Theorie entwickelt, welchen endlich eine Zusammenstellung von Tafeln und ihre Anwendung beigelegt und gezeigt wird, wie aus den Tafeln die zu jedweder Zeit gegebene Stellung der Satelliten zum Jupiter auf das genaueste und leichteste berechnet werden könne. Insbesondere die Beigebung des Tafelwertes, da dieses nur auf mehrjähriger fortgesetzter Beobachtung angefertigt werden konnte, läßt es erklärlich erscheinen, warum Marius erst im Jahre 1614 mit der Publication seines Werkes über die Jupiterwelt hervortrat. Denn es waren Jahre lang zeitraubende Beobachtungen nothwendig, um alle Erscheinungen und namentlich um Tafeln zusammenstellen zu können, aus denen die Stellung und Bewegung der Satelliten zu Jupiter zu jedweder Zeit berechnet werden konnte.

Indeß hatte sich Marius bereits in wissenschaftlichen Gesprächen und Correspondenzen mit hervorragenden Zeitgenossen, dann in seinem *Prognosticon* aufs Jahr 1612 die Priorität seiner Entdeckung gewahrt gehabt und war sein wissenschaftlicher Ruf der Art, daß er wahrlich nicht nöthig hatte, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Es zeigt auch die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, daß nicht wenige derselben von Verschiedenen unabhängig von einander und fast gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht worden sind.

Als der *Mundus Jovialis* des Marius dem Galilei zu Gesicht kam, nahm dieser die Behauptung des Marius, daß er die Jupitertrabanten früher entdeckt habe, ziemlich ungnädig auf. Es ist das erklärlich, wenn man bedenkt, daß er in seinem *Nuncius sidereus* alle Astronomen der Welt zu Zeugen für seine Entdeckung aufgerufen, sich mit Emphase der Entdeckung gerühmt und sie dem Mediceischen Fürstenhause gewidmet hatte. Was Wunder, daß Galilei ärgerlich war, als er hörte und las, daß ihm ein anderer die so wichtige Entdeckung streitig mache!

Galilei nannte den Marius geradezu einen „*Usurpatore del Sistema di Giove*“. Ja er wirft sogar dem keiserlichen protestantischen Astronomen in Ansbach ganz unbegründet vor, daß seine frühere Beobachtung auf einer Kalenderverwechslung beruhen müsse. Nach einem Briefe, den Galilei 1614 an die *Academia dei Lincei* (in Florenz) richtete, wollte derselbe — etwas unphilosophisch — sogar eine Klage gegen Marius an den Marchese de Brandenburgio richten. Aus einigen ungenauen Beobachtungen des Marius in seinem *Mundus* glaubte Galilei sogar den Schluß ziehen zu dürfen, Marius habe die Jupitertrabanten gar nie beobachtet.

Gestützt auf die Autorität Galileis haben dann auch einige wie J. Chr. Sturm, Claudius Franciscus de Chales, J. Bapt. Homann u. a. dem Marius die Entdeckung der Jupitertrabanten ab und dem Galilei zugesprochen, allein eine erdrückende Anzahl anderer geehrter, Autoritäten wie Hofst, Buddeus, Wiedeburg, Winkler, Walch, Wolff, Pösch, Nentsch, Köhler, Vertel, Weidler, Gräfenhahn, Stedler, dann die Gelehrtenlexica von Fselin, Menke, Föcher, Zedler, Doppelmayr, wie die Erlanger gelehrten Anerkennungen und Nachrichten vom Jahre 1775 entscheiden sich für die Priorität der Entdeckung durch Marius.

Aber nicht bloß deutsche, sondern auch französische Gelehrte, so in Le Grand Dictionnaire historique kommen nach Abwägung der Gründe für und wider zu dem Schlusse, daß Marius die Entdeckung der Satelliten des Jupiter vor Galilei gemacht habe.

Ja sogar ein Landsmann des Galilei, der berühmte Astronom Giovanni Domenico Cassini, der ein Jahr nach des Marius Tod zu Perinaldo bei Nizza geboren wurde und im Jahre 1712 in Paris starb, welcher Gelehrte sich ungemein eingehend mit den Bewegungen der Jupitertrabanten beschäftigte und die darüber vorhandenen Theorien berichtigte, dieser Cassini läßt in seinem von der französischen Academie herausgegebenen Hypotheses de satellites de Jupiter unserem Marius volle Gerechtigkeit widerfahren, er weist den von Galilei erhobenen Vorwurf, als habe Marius die Jupitertrabanten gar nie gesehen, mit wohlbelegten Gründen zurück und corrigirt die Methoden der Beobachtung beider. Ein anderer Italiener, F. Niccioli, spricht sich ebenfalls zu Gunsten des Marius aus.

Auch der gelehrte Kästner in seiner Geschichte der Wissenschaften und Künste findet keinen zureichenden Grund, warum man die Erzählung des Marius über die Entdeckung der Jupitertrabanten nicht für glaubwürdig annehmen sollte.

„Da einer sowohl als der andere sein Fernrohr nach dem Jupiter gerichtet haben konnte, so sehe ich keinen Grund gegen des Marius Glaubwürdigkeit,“ schreibt Kästner und sagt geradezu, Galilei sei gegen Marius unbillig gewesen. Kästner meint: Der richtige Schluß wäre, Marius habe nicht genau genug beobachtet, und sich von den Bahnen der Begleiter eine falsche Hypothese gemacht. So was widerfahre ja mehreren Beobachtern. Wohl als die gewichtigste und bekannteste Autorität erscheint Alex. von Humboldt, der im II. Bd. S. 356 seines Kosmos schreibt:

„Die Monde des Jupiter wurden, wie es scheint, fast zugleich und ganz unabhängigweise am 29. December 1609 von Simon Marius zu Ansbach und am 7. Jan. 1610 von Galilei zu Padua entdeckt.“

Erst in letzterer Zeit glaubte ein Landsmann des Galilei, der Paduaner Professor Antonio Favaro, in seinem 1883 herausgegebenen Werke: „Galilei an der Universität Padua“ den alten Prioritätsstreit wieder aufnehmen zu sollen, den er dann zu Gunsten seines Helden und zu Ungunsten unseres Marius entscheiden zu dürfen vermeint. Allein seine Argumente sind weder neu noch durchschlagend.

Prüfen wir die Beweisgründe des italienischen Professors.

Da erscheint als allgemeiner Verdachtsgrund die angebliche Betheiligung des Marius an dem

Plagiat des Mailänder Capra bezüglich des Galilei'schen Proportionalzirkels. Ich habe schon oben nachgewiesen, daß und warum dieser Verdacht ein unbegründeter ist. Denn zu der Zeit, als Capra seine Schrift über den Proportional-Zirkel herausgab, im Jahre 1607, sah Marius schon lange — 3 Jahre lang — auf seinem Observations-Thurm in Dnolzbach.

Es ist auch keineswegs, wie Favaro meint, an dem, daß Marius, nachdem er Padua verlassen hatte und in Ansbach angekommen war, an die Bearbeitung seines Mundus Jovialis ging. Denn wie wir oben gesehen, hat Marius schon im Jahre 1605 Padua verlassen, erst 4 Jahre darauf wurden die Jupitertrabanten entdeckt und darnach erst konnte er an die Bearbeitung seines Mundus Jovialis gehen. Favara will aus der Gegenüberstellung der bezüglichlichen Abschnitte des Werkes von Marius mit denen des Galilei'schen Sternboten eine merkwürdige Analogie und theilweise Identität der beiden Texte konstatieren, wobei betont wird, daß Marius sein Buch zu einer Zeit veröffentlicht habe, zu welcher ihm der Sternbote des Galilei nachweislich bekannt gewesen sei.

Was diesen letzterwähnten Punkt anlangt, so sagt ja Marius in seinem Mundus selbst: „Inzwischen erschien der Sternbote des Galilei, welcher im Monat Juni 1610 in meine Hände gelangte.“

Derjenige, welcher sich an mehreren Stellen auf den Inhalt eines Buches beruft und welcher ausdrücklich erwähnt, er wolle dem Ruhm des Verfassers bei seinen Landsleuten nicht zu nahe treten, von dem kann man doch annehmen, daß er sich gehütet habe, greifbare Anhaltspunkte dafür zu geben, daß man ihm den Vorwurf eines Plagiarins machen könne.

Auf diese Beschuldigung hin ließ ich mir den Galilei'schen Sternboten in der Ausgabe von 1610 von der k. Hof- und Staatsbibliothek in München kommen und verglich ihn mit dem auf der hiesigen Schloßbibliothek befindlichen Exemplar des Mundus Jovialis von Marius.

Schon die äußerliche Vergleichung der beiden Schriften ergibt ihre Verschiedenheit.

Während der Sternbote des Galilei ein kleines Octavbüchlein von nur 55 Seiten ist und erst von Seite 33 an, also auf nur 22 Octavseiten von den Jupitertrabanten die Rede ist, handelt der ganze Mundus Jovialis des Marius auf den 72 Seiten seiner Quartausgabe von diesen Trabanten.

Die Mittheilungen des Galilei enthalten lediglich die Niederschrift der Beobachtungen, wie er sie vom 7. Januar bis 2. März 1610 gemacht hatte und nur auf 3 Octavseiten hat er Bemerkungen hinzugefügt. Marius dagegen entwickelte die Theorie über die Jupiters-Satelliten ganz ausführlich und fügte Tafeln hinzu.

Beide erzählen, wie sie zu Fernrohren gekommen sind, jeder auf seine Weise, wie wir schon gesehen haben. Beide haben zuerst geglaubt, wie sie neben dem Jupiter kleine Sterne gesehen haben, diese seien Fixsterne, und erst als sie bei fortgesetzten Beobachtungen bemerkten, daß sie veränderte Stellungen einnehmen, haben sie erkannt, daß es Nebenplaneten seien. Auch erzählt jeder, daß er zuerst nur 3 Nebenplaneten beobachtet habe, was daher kommt, daß die vier Nebenplaneten nicht immer zugleich sichtbar sind.

Diese Uebereinstimmungen sind aber so natürlich, daß daraus in keiner Weise der Schluß auf ein Plagiat gezogen werden kann. Wären die Jupitertrabanten bis jetzt nicht entdeckt und würde man heute 2 Beobachter an verschiedene Fernrohre postiren und ihre Blicke auf den Jupiter richten lassen, so würden sie ganz dieselben Beobachtungen machen, wie Marius und Galilei, und dieselben Schlüsse ziehen, wie diese.

Nicht mit Unrecht, sondern mit gutem Grunde haben fast alle namhaften Geschichtschreiber die Erzählung des Marius über seine Entdeckung der Jupitertrabanten auf Treu und Glauben angenommen.

Es ist nicht an dem, daß Marius „bloß einige“ selbstständige Verdienst in der Mathematik und Astronomie gehabt hätte. Ich erinnere an seinen *tabulae directionum*, seine interessante Ausgabe des Euclyd und seine Entdeckung des Andromeda-Nebels. Der Mann hatte damals, als er seinen *Mundus Jovialis* herausgab, bereits so großes Ansehen, daß er wahrlich nicht nötig hatte, zum Magiarius und ein litterarischer Freibeuter zu werden.

Entscheidend ist wohl das von Marius selbst angeführte Argument, wie er es hätte wagen können, über eine Sache ungestraft die Wahrheit zu sagen, da doch zur Zeit der Publication der *Mitwässer* der Entdeckung ein so allgemein angesehener Mann wie der Geheimrath und Kriegsoberste von Zuchs-Wimbach noch lebte.

Nach dem Allen darf als festgestellt gelten, daß Marius in Ansbach die Jupitertrabanten zuerst, nämlich am 29. December 1609, entdeckt hat, während ganz unabhängig von ihm und fast gleichzeitig, aber doch etwas später, am 7. Januar 1610 Galilei dieselbe Entdeckung in Italien gemacht hat.

Es erübrigt mir noch, in aller Kürze die weiteren Lebensschicksale des Marius mitzutheilen.

Infolge des anstrengenden astronomischen Studiums hatte unser Marius nur eine schwache Gesundheit. Zudem litt er an den Folgen eines Falles, den er bei seinem Aufenthalt in Italien gethan hatte. Er betrachtete ganze Nächte auf dem ihm vom Markgrafen als Observatorium angewiesenen Thurm, genannt der Marius-Thurm, den gestirnten Himmel, berechnete und zeichnete. Außer den erwähnten Schriften hat Marius noch einen Brandenburgischen historischen Kalender geschrieben, von dem Voete in seinem Geburts- und Todtenalmanache sagt, er sei im Concept beim Brandenburgischen Archiv vorhanden.

Marius war verheirathet mit einer Tochter des Buchhändlers Laur aus Nürnberg und hatte 10 Kinder. Er starb nach kurzer Krankheit zu Weihnachten des Jahres 1624 im 54. Lebensjahre. An dem 2. Weihnachtsfeiertage ward der Entdecker der Jupiterwelt in eine andere bessere Welt versetzt. In seinem Lebenslaufe wird er mit dem Zeugnisse eines tief religiösen Christen geziert. Er hat seine Gebete meist mit gebeugten Knien zu Gott emporgesendet — nichts Ungewöhnliches, wenn der Beschauer der Gestirne Gott in seiner Majestät und Größe erkennt! Es wird von ihm gerühmt, daß er die heilige Schrift 19mal durchgesehen habe. Sonstige Beweise christlicher Frömmigkeit geben auch die Widmungen und Verreden zu seinen Schriften.

Ich fuße bei der Beschreibung des Lebens und der Schicksale des Simon Marius auf sicherer historischer Unterlage. Die Notizen sind insbesondere entnommen einer lateinischen Festschrift, welche im Jahre 1775 zur feierlichen Begehung des Geburtsfestes des letzten Markgrafen Carl Alexander von dem Rector der lateinischen Schule M. Certei in Neustadt a/Misch erschienen ist. Dieser hatte sich zu seiner Festrede um zuverlässige Quellen beworben; da wurde ihm von dem Magister Casper, dem Enkel des ehemaligen verdienten Professors der Fürstenschule zu Heilsbrunn J. Fr. Krebs (geb. 1651 † 1721), ein lateinisches für den Druck bestimmt gewesenes Manuscript und der bei dem Leichenbegängniß des Marius öffentlich vorgelesene, von diesem selbst mit alterthümlicher Hand ausgearbeitete Lebenslauf behändigt. Aus diesen Quellen, sowie aus den Schriften des Marius schöpfte Certei und ihm wie den anderen erwähnten Autoren bin ich gefolgt.

Zum Schlusse möchte ich die nicht uninteressante Thatsache erwähnen, daß das Fernrohr, dessen sich Marius bei seinen astronomischen Beobachtungen bediente, womit er also auch die Jupitertrabanten entdeckte, heute noch vorhanden ist und sich, wenn auch in ziemlich defectem Zustande — in den Objectiven ist nur noch eine Linse ersichtlich — auf der Ansbacher Schloßbibliothek befindet.

Es lag mir daran, zu zeigen, daß zwei in Franken geborene Männer — Osiander und Marius — in naher Verbindung mit weltbewegenden wissenschaftlichen Ereignissen gestanden sind, insbesondere daß in Ansbach eine der wichtigsten astronomischen Entdeckungen gemacht wurde. Ich möchte es nicht zur Legende werden lassen, daß ein anderer als Marius die Jupitertrabanten zuerst entdeckt habe, und möchte unserem weiteren und engeren Vaterlande den Ruhm gewahrt wissen, daß ihm die Welt eine der wichtigsten Entdeckungen verdankt.